

Besser bleiben

Oft wäre es so einfach, Tschüss zu sagen. Einfach Tschüss, und ich bin dann mal weg. Dann, wenn sich bei uns Erdenbürgern ein diffuses Gefühl von Hilflosigkeit und Überforderung einstellt, wenn sich schlimme Nachrichten stapeln und einem alles über den Kopf wächst. Bloß weg hier.

Warum nicht einfach mal die Koffer packen und zum Mars fliegen? In einer Sardinenbüchse ins All reisen, um sich, Monate später, auf dem fernen Planeten selbst zu versorgen. Friedlich Gemüse anbauen und aus der Ferne in Richtung Erde blicken. Das Leben wäre plötzlich ganz überschaubar. Und all das geschähe mit dem Bewusstsein, gerade ein Stück Menschheitsgeschichte zu schreiben. Geschichte ist kein Sport für Zuschauer.

Aber damit machen wir es uns zu einfach. Was uns Menschen ausmacht, ist unsere Fähigkeit zur Empathie, zum Zusammenleben und Zusammenfunktionieren. Alle gemeinsam in dieser vollgestopften und oft chaotischen Welt.

Wir gehören zu einer Generation, die in einem Leben bis zum Horizont und zurück und noch viel weiter kommt. Zu behaupten, dass wir erst mit der Reise zum Mars Geschichte schreiben, ist ganz schön feige. Geschichte entsteht aus der Summe von Geschichten, und um spannende zu finden, müssen wir nicht so weit suchen. Etwas, über das es sich zu erzählen lohnt, findet sich auch hier jeden Tag, auf unserer oft so chaotischen Erde. Geschichten von Leuten zum Beispiel, die sich überall dort zuhause fühlen, wo sie eine Aufgabe finden. Oder von jenen, die Tag für Tag andere zum Mittelpunkt ihres eigenen Lebens machen.

Einfach mal gehen und von vorn anfangen ist keine Option. Es braucht uns hier, um unseren Planeten Stück für Stück zu einem besseren zu machen. Besser als auf dem Mars ist es schon allemal.

Laura Meier
www.kulturschwarm.de/bleiben

Impressum

Diese Sonderseiten zum Thema „weg“ sind im Wintersemester 2016/2017 im Projektseminar Printjournalismus des Masterstudiengangs Kulturjournalismus entstanden und in der Tageszeitung (taz) erschienen.

Redaktion

Lili Hering, Anne Höhn, Monica Camposeo, Michalina Kowol, Jonas Kühnberg, Daniel Lücking, Jana-Maria Mayer, Laura Meier, Stella Schalamon

Verantwortlich

Christina Tilmann (Mentorin Printjournalismus), Carsten Großholz (Studiengangsteiter, V.i.S.d.P.)

Grafikdesign/Layout

Heike Fischer
www.jungundschön.com

Anschrift

Universität der Künste Berlin, Berlin Career College
Masterstudiengang Kulturjournalismus
Bundesallee 1-12, 10719 Berlin
kulturjournalismus@udk-berlin.de
www.udk-berlin.de/studium/kulturjournalismus-master-of-arts/

www.kulturschwarm.de

 Universität der Künste Berlin
Berlin Career College

weg

Weg sein. Auf dem Weg sein.
Beide Lesarten sind möglich.
Begleiten Sie uns. Zum Mond.
Zum Mars. Wohin auch immer.

Editorial

Sie erscheint uns manchmal überwältigend groß und gleichzeitig unerträglich klein. Ein jeder sucht nach seinem Platz in ihr und nicht wenige versuchen ihr bisweilen zu entfliehen. Die Welt, unsere Welt, ist der Mittelpunkt unseres Universums. Und unser Leben in ihr besteht in dem beständigen Austarieren zwischen Nähe und Distanz zu allem, was uns umgibt, zu den anderen und zu uns selbst. Wir sind neun Studierende des Aufbaustudiengangs Kulturjournalismus der Universität der Künste und die treibende Kraft hinter unserer Entscheidung für diesen Weg ist unsere Neugierde. Wir begleiten Menschen des Nachts bei der Arbeit, treffen diejenigen, die sich mit der verborgenen Seite der menschlichen Psyche auseinandersetzen. Wir versuchen zu verstehen, wieso jemand freiwillig den aufregenden Kosmos der Stadt verlässt und warum das Fremde auf Menschen einen so starken Reiz ausübt. Auf sämtliche Lebensbereiche ausgedehnt kann diese Neugierde allerdings auch in Zwang umschlagen: Wir lassen alles an uns heran, sind permanent erreichbar, entscheiden kaum mehr selbst, was uns erreicht. Mit Lichtgeschwindigkeit finden Bilder und Nachrichten aus dem entlegensten Winkel der Welt ihren Weg um den Planeten in unsere Köpfe. Sich dem zu entziehen, gelingt uns selten. Zu sehr fürchten wir den Stillstand, immerhin leben wir nicht hinter dem Mond. Und doch verspüren wir von Zeit zu Zeit still und leise den Wunsch nach Freiheit. Einer Freiheit, der unsere Prämisse, permanent für alles verfügbar zu sein, im Wege steht, und die darin liegt zu sagen: Wir sind mal kurz weg. Deswegen drehen sich diese Seiten genau darum: weg.

Anne Höhn
www.kulturschwarm.de/freiheit

Innen

Ich suche es mir nicht aus, „weg“ zu sein. Das passiert, ohne dass ich darauf Einfluss nehmen kann. Es ist ein Überbleibsel aus der Zeit, die neun Jahre zurück liegt.

Eine Lösung, dass es nicht passiert, habe ich nicht. Weg – das heißt mal Depression, mal Rückzug vom sozialen Leben. Weg ist dann die Konzentration auf das, was im Alltag dran wäre.

Weg von Emotionen: Für den Job, den ich gemacht habe, war es nötig zu funktionieren. Funktionieren, wo andere längst weg sind oder weg sein wollen. Dabei Lebensgefahr zu ertragen, gehörte zum Job.

Erst Jahre später bahnt sich all das den Weg an die Oberfläche. Wenn ich nicht mehr steuern kann, was auf mich einprasselt. Wenn autoritäre Chefs ihre Interessen durchsetzen und ich Entscheidungen folgen soll, wie ich es damals tun musste.

Meine Wahrnehmung ist voll da. Mein Kopf weiß, dass das nicht mehr Afghanistan ist. Mein Körper aber reagiert mit Stress. Statt konzentriert und kreativ zu arbeiten, hängen die Gedanken wieder an dem Geschehen von damals.

Mich journalistisch damit zu befassen hilft. Mehr als zehn Jahre lang hatte ich keinen Grund, an dem zu zweifeln, was die Bundeswehr in Auslandseinsätzen tut. Doch dann reichten die Erlebnisse einiger Stunden aus, meine Sicht zu verändern. Die Möglichkeit zu desertieren fehlte mir. Meine Zeit in Uniform endete wenige Tage nach diesem Erlebnis.

Gerne wäre ich hier mit einem spannenden Interview vertreten oder einer Reportage über ein wissenschaftliches Phänomen. Oder mit einem streitbaren Kommentar zur Tagespolitik. Aber ich bin gerade wieder einmal weg.

Daniel Lücking
www.kulturschwarm.de/innen

Raus aufs Land

Sehnsucht nach frischer Luft: Anne und Nico Käding ziehen aufs Dorf und sanieren ein altes Haus. Ein Kurzbesuch in Phöben

Wenn Anne Käding morgens mit dem Auto zur Arbeit fährt, schaut sie auf den großen rot-bläulichen Himmel, an dem die Sonne noch nicht aufgegangen ist. Ihr Blick streift durch die Windschutzscheibe über die Havel und die langen Pappeln am anderen Ufer. Anne ist zufrieden.

Früher begann ein gewöhnlicher Morgen bei ihr so: Anne trat hastig vor die Tür, brachte eilig die Kinder in den Kindergarten – aber Achtung: „Nicht in Hundescheiße treten!“ – hetzte zur Tram und schwupp: Bahn verpasst ...

Diese Zeiten sind vorbei. Anne ist mit ihrem Mann Nico und den beiden Kindern Charlotta und Frederik raus aufs Land gezogen. Weg vom Berliner Stadtteil Weißensee, weg von den hippen Cafés und dem Späti um die Ecke, weg vom Kino und Theater. Ihr „Hof“, das ist ihr neues Grundstück in Phöben, einem 750-Seelen-Dorf in der Nähe von Werder. Jetzt sitzen beide am Frühstückstisch der soeben fertig gewordenen Wohnküche und erzählen ihre Stadtfucht-Geschichte.

„Ich hatte einfach das Bedürfnis, mal wieder richtige Luft zu spüren“, sagt Anne und lächelt. Die Luft in Phöben ist wahrlich eine andere als die in Berlin. „Und ich beobachte an mir das Gefühl, hier auf dem Dorf wieder Zeit zu haben, das hatte ich in der Stadt nicht mehr.“ Einsamkeit spüren die beiden nicht. „Man kommt viel leichter mit den Leuten in Kontakt als in Berlin“, sagt Nico. „Man darf aber im Umkehrschluss nicht empfindlich sein, wenn einer hier auf den Hof läuft und neugierig ist, wie die Baumaßnahmen voranschreiten.“

Noch gleicht der Hof der Kädings einer Baustelle – aber das Erdgeschoss ist fast fertig, Heizung und Sanitär funktionieren, nach und nach wird es wohnlich.

„Das ist ein Provisorium und ich bin mir sicher, die Zeit wird kommen, da geht einem die Baustelle auf den Keks“, sagt Anne und schaut sich in der Wohnküche um. „Aber das ist absolut positiver Stress. Uns war immer klar, wofür wir das hier machen.“ Und dann bringen Anne und Nico die Kinder ins Bett und stellen sich auf ihren Hof, genießen die Luft und ihre neugewonnene Freiheit.

„Das ist ein Provisorium und ich bin mir sicher, die Zeit wird kommen, da geht einem die Baustelle auf den Keks“, sagt Anne und schaut sich in der Wohnküche um. „Aber das ist absolut positiver Stress. Uns war immer klar, wofür wir das hier machen.“ Und dann bringen Anne und Nico die Kinder ins Bett und stellen sich auf ihren Hof, genießen die Luft und ihre neugewonnene Freiheit.

Jonas Kühlberg
www.kulturschwarm.de/landleben

LÄNGERE VERSIONEN DER TEXTE UND MEHR AUF WWW.KULTURSCHWARM.DE



Ich wollte gehen

Amir Arsalan Shiri ist 25 Jahre alt und Iraner. Vor einem Jahr ist er zum Studieren nach Berlin gekommen. Um sich seinen Traum zu erfüllen, musste er zuerst seine Eltern überzeugen

Als ich zum ersten Mal sagte, dass ich in Deutschland studieren möchte, waren meine Eltern nicht begeistert. Sie kannten nur die deutschen Autos, Hitler und die Fußballmannschaft.

In Iran wissen die Leute nicht viel über Deutschland, und Iraner haben meistens auch nicht so viel mit Ausländern zu tun. Mein Vater hat mir gesagt: „Ich schenke dir mein Geschäft und wir suchen dir eine schöne Frau, wenn du hierbleibst.“ Aber ich wollte gehen.

Um meine Eltern auf die Abreise vorzubereiten, habe ich deutsche Touristen zu uns nach Hause eingeladen. Iraner sind sehr gastfreundlich, wenn sie mal auf Ausländer treffen und so konnte ich auch mein Deutsch aufbessern. Meine Eltern hatten davor noch nie Europäer getroffen. Auf einmal fand es meine Familie nicht mehr so schlimm, dass ich nach Deutschland wollte. Sie haben gemerkt, dass das auch nur Menschen sind; sie essen, sie schlafen, alles ganz normal. Meine Eltern hatten zwar kein schlechtes Bild von Deutschland,

aber einfach ein falsches, weil sie keine Ahnung hatten. Jetzt, nachdem sie Deutsche kennengelernt haben und ich ihnen von meinem Leben hier erzählte, haben sie ein gutes Bild.

Ob ich nach meinem Studium zurück nach Iran will, weiß ich noch nicht. Wenn man lange weg ist, vergisst man die schlechten Seiten seiner Heimat und es bleibt nur das Positive. In Iran ist alles ein Abenteuer: Musik machen, Alkohol trinken oder einfach seine Freundin in der Öffentlichkeit küssen. 50 Prozent aller Aktivitäten, die hier als normal gelten, sind dort verboten, aber deshalb macht es auch Spaß. Hier kann man höchstens schwarzfahren oder bei Rot über die Straße laufen. Ich mag meine Heimat, so wie jeder andere auch, nehme ich an. Aber jetzt bin ich erstmal hier und daraus will ich etwas Gutes machen.

Protokoll von Monica Composeo
www.kulturschwarm.de/amir

Einfach unsichtbar

Manche Menschen leben gegen die Zeit. Unterwegs mit einer Nachteule

„Warum machst du das?“ frage ich Matthias. Es ist 3.21 Uhr und wir haben uns einen Kaffee zum Mitnehmen bestellt. Matthias’ Schicht beginnt bald. Der Vierunddreißigjährige arbeitet seit einem Jahr als Zeitungszusteller in einer Wohnsiedlung im Berliner Norden. Sechs Nächte in der Woche. Die Strecke, die er jede Nacht zu Fuß läuft, sei es kalt, regnerisch oder windig, ist elf Kilometer lang. Die Arbeit fängt gegen vier Uhr an. Das Schlimmste an dem Job? „Die Tinte färbt maßlos ab“, warnt Matthias, als er die Zeitungskpakete sortiert und in das blaue Wägelchen packt.

Dann setzen wir uns in Bewegung. „Alles hier sieht identisch aus“, sagt er. Es stimmt. Gleiche Gebäude, in gleichen Reihen, unter dem sternlosen Nachthimmel. So könnte eine Marsiedlung aussehen, wenn sie ein ziemlich gelangweilter Architekt entworfen hätte. „Warum machst du das?“ insistiere ich. „Ich hatte eine Krise, eine allgemeine, aber vor allem eine finanzielle.“ lautet die Antwort. „Ich brauchte irgendwas, und diesen Job habe ich zufällig gefunden.“ Ich möchte wissen, ob er sich nicht allein fühlt, die ganze Nacht unterwegs, ohne mit jemandem zu sprechen. Ob er nicht lieber in einem lebendigeren Bezirk arbeiten würde, wo man auch um vier Uhr nachts immer noch Menschen begegnen kann. Die Antwort lautet: „Hier ist es unkompliziert. Normalerweise höre ich mir ein Audiobook an, und dann

ist die Arbeit vorbei. Und ich habe auch keine Probleme damit, unsichtbar zu sein.“ „Gut, aber würdest du nicht lieber etwas Anderes machen?“ frage ich nach. „Etwas tagsüber, meinst du? Eigentlich nicht. Ich kann sowieso nicht gut schlafen. Meinen Kollegen geht es ähnlich“, gibt Matthias zu. „Ich denke, wir haben alle Schlafprobleme.“ Bald landet die letzte Zeitung in dem Briefkasten. Und was ist das Schönste daran? „Wenn um sieben Uhr morgens alle anderen zur Arbeit fahren, habe ich Feierabend.“

Michalina Kowol
www.kulturschwarm.de/nachteule



Auf zum Mond

Anstoß für Weltenwechsler

In der englischen Sprache braucht es keine extraterrestrischen Fähigkeiten oder eine Reise zum Mond, um als „alien“ zu gelten: Es genügt, sich einem System, Ort, Wesen oder einer Gruppe gegenüber als fremd zu definieren, schon landet man etymologisch hinter dem Mond.

Menschen, die den Drang nach Erdflucht verspüren und den Mond als Projektionsfläche für Auswanderungsträume sehen, wird meist vorgeworfen, sie seien weltfremd, desinteressiert an irdischen Belangen oder gleichgültig gegenüber moderner Technik. Aufgrund der weiten Anreise und des erschwerten Zugangs hat der Mond, ebenso wie seine planetaren Geschwister, als Wohnort seine Exklusivität behalten: Der Handyempfang reicht nicht bis hierher, genügend Wohnraum ist noch vorhanden, Schwerelosigkeit verspricht Leichtigkeit und der Außen-Blick auf den blauen Planeten ist eine angenehme Abwechslung.

Ein außerirdischer Wohnraum steht hoch im Kurs: Das Refugium in space teilt man sich mit einem breiten Spektrum kulturgeschichtlich prominenter, durchaus unterschiedlicher Mitbewohner. Grüne, graue, blaue Außerirdische, mit Antennen oder ohne, Frau wie Mann im Mond, E.T., der Alienliebhaber der Herzen, Reptiloiden, insektenähnliche Geschöpfe, krakenhafte Wesen, sie alle wohnen zwischen Kubricks Monolithen mit Blick auf Tarkowskis Solaris-Ozean Tür an Tür. Wenn auf der Erde in nächster Zeit Geduld, Toleranz oder Utopie Mangelware werden sollten, dann nichts wie auf hinter den Mond. Es ist dort sehr gemütlich. Sogar Marsmännchen sind willkommen.

Lili Hering
www.kulturschwarm.de/mond

Jana-Maria Mayer
www.kulturschwarm.de/ausweg

Herr Theiss, ist die Psychiatrie ein Ort, an den man geht, wenn man eine Auszeit aus seinem Leben braucht?

Ja, manchmal ist das so. Da unser Klinikum eine Aufnahmepflicht hat, kommt es vor, dass sich beispielsweise im Winter Obdachlose bei uns einweisen lassen, damit sie nicht draußen frieren müssen. Die Psychiatrie sollte immer eine Option für jeden sein.

Aber es gibt auch viele andere Hilfestellen, die eher unbekannt sind, wie etwa einen psychiatrischen ambulanten Dienst, der Hausbesuche macht.

Wie wird ein psychischer Ernstfall von einem solchen Fall unterschieden?

Das ist, wie immer in der Psychiatrie, ein schmaler Grat. Es gibt oft Fälle, bei denen ich im täglichen Umgang an der gestellten Diagnose zweifle. Allerdings denke ich, dass Menschen, die sich eine Krankheit überlegen und Symptome vortäuschen, um Hilfe zu bekommen, auch Hilfe verdient haben.

Mit welcher Einstellung tritt man als Pflegepersonal den Patienten gegenüber?

Mit Ernst. Menschen, die manisch sind, haben beispielsweise ein besonderes Empfinden dafür, was normal ist. Türen aufreißen, laut sein, anderen ins Wort fallen, das sind typische Beispiele für ihr Verhalten. Wichtig ist, dass man diese Welt des Anderen akzeptiert. Wenn man das tut, lernt man häufig einen tollen Menschen kennen.

*Name von der Redaktion geändert

Wir sind einfach Erdlinge

Wissenschaftler proben auf Hawaii das Leben auf dem Mars. Ein Gespräch mit der Physikerin Christiane Heinicke

Frau Heinicke, Sie haben ein Jahr an der simulierten Marsmission der NASA teilgenommen. Wie lebt man auf dem Mars?

Aufgrund der nicht ganz lebensfreundlichen Atmosphäre muss man ständig irgendwo drin sein, im Habitat, im Anzug, wo auch immer. Man ist vor Ort, aber gleichzeitig durch den Raumanzug immer von seiner Umgebung

entfernt. Man kann die Sonne und den Wind nicht spüren, man kann das Gestein nicht anfassen. Man lebt in einer völlig sterilen, abgekapselten Umgebung. Und das mit einer begrenzten Anzahl von Menschen.

Wie verbringt man unter diesen Umständen seinen Tag? Bei der Mission einer Raumfahrtbehörde wie der NASA

würden Berufsastronauten auf den Mars geschickt, die dort vor allem Wissenschaft betreiben. Aber wir sind nun mal Erdlinge, wir wollen nicht alle unsere Gewohnheiten aufgeben. Mal einen Film schauen, das ist schon drin. Wir haben während des Jahres auf der Station getanzt und viele Brettspiele gespielt. Ich glaube, so etwas würde auch eine reale Crew tun.

Was sollte es auf dem Mars auf jeden Fall geben?

Eine Marsstation sollte ein richtig großes Gewächshaus haben. Frische Himbeeren haben mir auf der Station am meisten gefehlt. Deswegen gab es bei der Rückkehr als erstes frische Himbeeren.

Was würden Sie mitnehmen? Auf jeden Fall mein Kissen. Das hatte ich auch auf der

Station dabei. Zum einen, weil ich damit gut schlafen kann, zum anderen, weil es nach Heimat riecht. Einige von uns hatten Duftöle dabei, um die Sinne ein wenig anzuregen. Der Grund ist, dass man nur in diesem Habitat ist, es gibt nur wenig Abwechslung von Gerüchen.

Und wenn die Sehnsucht nach der Erde einmal groß wird?

Wir hatten diese Virtual-Reality-Programme. Man konnte die Brillen aufsetzen und hat dann Gegenden gesehen, die ganz eindeutig auf der Erde waren – irgendwo im Wald, am Strand oder in einer großen Stadt.

Interview: Stella Schalamon
www.kulturschwarm.de/mars